

# Die Wasserkühe von Welsikon

Autor(en): **Egger, René / Senn, Martin**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebenspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **112 (1986)**

Heft 25

PDF erstellt am: **21.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-608303>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Die Wasserkühe von Welsikon

Der Fluss war den ganzen Sommer über in seinem Bett gelegen und hatte Schlamm angesetzt. Was sonst hätte er schon tun sollen? Die Kinder spielten in seinem seichten Wasser und liessen

**Von René Egger**  
Gummiringe schwimmen. Und die grossen Barsche liessen sich fast von Hand fangen.

Dann, als der Sommer beinahe schon vorüber war, hatte es zu regnen begonnen. Es regnete aus einem Himmel, der wie mit Wasserfarben gemalt war, und es am dritten Tag noch immer nicht zu regnen aufhörte, wälzte der Fluss seinen aufgeschwellenen Leib über die Böschung und überflutete das Vorland. Später brach der Damm, brach an mehreren Stellen zugleich. Die gelben Wasser ergossen sich auf die Wiesen und Acker, verließen sich zu nächst zwar in Mäusegängen und Erdhöhlen, stiegen aber kurz darauf wieder an, schliesslich waren von den Bäumen nurmehr die Kronen zu sehen, auf denen schon andernorts bisher nie gesehene Wasservögel zu nisten begannen. (Die Flamingos kamen erst später.)

Die Welsikoner, die schon seit Menschengedenken vom Fluss überschwemmt wurden und so gesehen weniger von den Früchten ihrer Feldarbeit als vielmehr von Versicherungsleistungen für Elementarschäden lebten, sahen mit Gleichmut auf die überfluteten Wiesen, und selbst der Anblick der schwimmenden Kuhherde, die sich nun schon den zweiten Tag über Wasser hielt, schien sie nicht sonderlich zu beunruhigen. Ihre Aufmerksamkeit galt eher den Dingen, die der grosse Fluss in seinen Strudeln am Dorf vorübertrug. Einmal war's ein Fussball mit einem noch im Netz zappelnden Ball, ein anderes Mal eine mit einem Polizisten bemannte Verkehrsinsel, die in den Fluten schlingerte. Auch eine noch gut bestückte Bar, an der sich drei Prostituierte aus dem Sanktgallischen zusammen mit ihrem vorarlbergischen Zuhälter festklammerten, erregte fast allgemeines Aufsehen. Von der Brücke aus, wo sich das halbe Dorf zusammengefunden hatte, konnten mittels herabgelassener Seile zwei Dirnen gerettet werden, die dritte trieb mitsamt ihrem Zuhälter schnell ausser Sicht, ordinäre Schmährufe noch im zyklamenfarbenen Mund.



Schildbretter Nr. 29, 1986

Andernorts, als die Brücke bereits weggespült war, trieb auf dem Fluss ein wehes Läuten vorbei, das sich im Oberlauf auf einem Glockenstuhl losgerissen hatte. Darauf folgte ein barockes, mit erschrockenen Betschwestern besetztes Chorgestühl und dann gleich ein ganzes Kirchenschiff mit noch guterhaltenen Glasmalereien – in seinem Kielwasser ein vielköpfiger Sprengel mit seinem Oberhirten.

Was half es da, dass der Dorfpfarrer, der freilich vom anderen Glaubensbekenntnis war und obendrein am sicheren Ufer stand, seine Arme flehentlich zum gehaltenen Himmel erhob und seinem bedrängten Amtskollegen ausgewählte Psalmenworte zurief? Die fremde Geistlichkeit mit zugehöriger Gebäulichkeit dampfte rettungslos von dannen, um zehn Meilen flussabwärts unvermittelt (und erst noch ausserhalb der Bauzone) auf Grund zu laufen.

Anfangs hatte der Fluss, der seinen Lauf offenbar durch verschiedene Fabriken genommen hatte, nach Himbeergeist gerochen, später roch er intensiv nach Veilchen-Parfum, zuletzt jedoch ganz kommunal nach Kloake. Aber da war die Brücke ja schon weg, und das Wasser hatte nun auch die Wirtstube überflutet, wo der Gemeinderat in corpore auf den umspülten Tischen sass und mit Verwunderung auf die vielen von andern Gemeinden bei der Gelegenheit habach geschickten Vorlagen sah.

Solange der Zaphahn noch nicht unter Wasser stand, war die Stimmung nicht schlecht, und die Serviertochter, die einen (ziemlich knapp sitzenden) Tauchzug trug, die Maske mit Schnorchel aber vorerst noch über die Stirn zurückgeschoben hatte, watselte mit den Bierkrügen unerschrocken durchs Wasser.

Zum Bittgottesdienst, der am folgenden Sonntag in der Kirche abgehalten wurde, waren neben den (sichtlich betroffenen) Regierungsvertretern und den Froschmännern der Rettungsmannschaften auch die beiden gelandeten Dirnen sowie wir Journalisten eingeladen, wobei sich etliche Pressevertreter mit aufblasenen Gummimatrizen begütigen mussten, während die Honoratioren in Weidlingen herangerudert wurden und so auch die Musse hatten, die kürzlich renovierten Deckengemälde aus nächster Nähe zu besichtigen. Unten am Altar versahen Angehörige des örtlichen Tauchclubs, welche im Vorjahr auf Elba geübt hatten, Ministrantendienste. Gelegentlich stiegen grosse Blasen an die Wasseroberfläche, und wenn man sich über den Bootsrand beugte, konnte man unten, in der geheimnisvollen Tiefe, die Taucher sehen, wie sie wie grosse Fische hin und her glitten.

Auf der Kanzel, die nur knapp noch aus dem Wasser ragte, stand der Pfarrer in der Pose eines soben aufgetauchten U-Boot-Kapitäns, und die Nasallaute seiner etwas verschlupften Stimme

rollt mächtig über die Wasser. Soviel ich mich erinnere, sprach er von der Sintflut, die in Wahrheit eine Sündflut gewesen sei, und kam dann aus aktuellem Anlass und mit dankbarem Blick auf die beherzten Froschmänner auch auf die Menschenfischer zu reden. (Tatsächlich hatten diese den unglückseligen Vertreter eines Boulevardblattes, der im Gerangel um die besten Plätze plötzlich von der Luftmatratze gerudert war und mit seinem aufgeregten Geplänche den feierlichen Ablauf empfindlich zu stören drohte, auf denkbar unsichtigste Weise geborgen.)

Andernorts schrieben die Zeitungen vom grossen Mut der Welsikoner und wie gefasst sie die ganze Sache nähmen. Dann wandten sich die Journalisten, die bei ihren Recherchen vor Ort wohl nasse Füsse bekommen hatten, nicht ungern einer Diskussionskategorie im südlichen Afrika zu – davon, dass in Welsikon die Wasser nicht mehr abfließen, berichtete niemand mehr.

Heute liegt Welsikon oder vielmehr das, was vom Dorf noch zu sehen ist, in einem ausge dehnten See. Ein entfernter Verwandter meiner Frau hat mich einmal über die Wasserkühe gerudert und mir dabei auch seine Wasserkühe gezeigt. Unten, in drei bis vier Meter Tiefe, sah ich massige Schatten friedlich weiden. Der Milchtrug sei zwar noch nicht ganz den Zielen entsprechend, lasse sich aber sicherlich noch steigern, sagte er mir. Die Wassermelonen hingegen würden ganz vorzüglich gedeihen, die Binsen von Jahr zu Jahr höhere Erträge abwerfen, und auch die Nachfrage nach Wassermelonen beginne jetzt, nachdem sich der Konsumt nach einer verständlichen Phase der Zurückhaltung an das neue Nahrungsmittel gewöhnt habe, spürbar anzuziehen.

Letztlich sei auch eine Studienkommission aus Holland hier gewesen, sagte mir unser Bekannter. Doch die Deschbauer hätten unverrichteter Dinge wieder abziehen müssen. Man habe hier inzwischen gelernt mit dem Wasser zu leben, versicherte mir dieser unverzagte Wasserwirt beim Abschied, und ich solle das ruhig in die Zeitung schreiben.

Seine Hand, die er mir dabei reichte, fühlte sich ziemlich feucht und auch ein wenig glitschig an. Doch war er offensichtlich bei bester Gesundheit. Seine Kiemen jedenfalls atmeten regelmässig, und die kräftige Färbung seiner Rückenflosse liess ebenfalls darauf schliessen, dass es ihm – unter den gegebenen Umständen – glänzend ging.